

KULTUR

Der Sturm und die Mädchen

Portrait Ein Roman der holländischen Autorin Margriet de Moor steht im Mittelpunkt eines Stuttgarter Literaturprojekts. Von Adrienne Braun

Es ist ganz einfach, ein Buch zu schreiben. Margriet de Moor hat nur zwei Linien auf einem Schmierzettel gemalt – und schon war das Konzept von „Sturmflut“ perfekt. Sie wusste, dass sie zwei Geschichten parallel erzählen will: die letzten Lebensstunden von Lidy, die im Sturm ertrinkt – und parallel dazu die 85 Jahre, die das Leben von Lidys Schwester währt, ganz simpel. Auch für den „Maler und das Mädchen“ hat Margriet de Moor kaum mehr als fünf Minuten benötigt. Sie hat eine alte Zeichnung von einem erdrosselten Mädchen gesehen – „da war das Buch da“.

Schreiben ist für Margriet de Moor eine leichte Übung. Verlässlich fließt eine Geschichte nach der anderen aus ihr heraus, erscheint ein Roman nach dem anderen. Das geht seit 25 Jahren so. De Moor hat spät mit dem Schreiben begonnen, sie war schon fast fünfzig und hatte bereits ein buntes Leben hinter sich. Seither tut die Moor kaum etwas anderes als schreiben. „Ich habe nicht mehr aufgehört“, sagt sie, „das ist schon lustig.“

Es ist lustig, aber auch schwer vorstellbar, dass die Moor 45 Jahre lang nicht einen Moment daran dachte zu schreiben, dass es ihr überhaupt nie in den Sinn kam. Die ersten Geschichten sind „fast nebenbei“ entstanden. Sie schickte sie an einen Verlag – und die Erzählausammlung „Rückenansichten“ wurde ein Erfolg. „Das erste Buch war sofort gut“, sagt die Moor, „ich habe nur Geschichten und Romane, die wirklich gelungen sind, das ist sehr merkwürdig.“ Das klingt unbescheiden, aber es ist eher so, als ob die Moor bis heute nicht recht glauben kann, welches Talent in ihr steckt.

„Erst grau dann weiß dann blau“, „Der Virtuose“ oder „Kreuzersonate“ heißen die Romane, die in zwanzig Sprachen übersetzt wurden. Und dann ist da „Sturmflut“, das Buch, das sie zwei Tage vor dem großen

Tsunami in Asien beendete. Es erzählt von der großen Flut, die im Jahr 1953 im Südwesten der Niederlande fast zweitausend Menschen in den Tod riss.

Im Jahr 2005 ist das Buch erschienen, aber noch heute könnte de Moor stundenlang von Lidy und Armanda erzählen, vom Sturm, der für sie eine „abstrakte Person ist, etwas Großes, Böses“. Sie mag das Buch, sie spricht bis heute gerne darüber – und freut sich deshalb auch, dass für die Aktion „Stuttgart liest ein Buch“ ausgerechnet ihre „Sturmflut“ ausgewählt wurde. Bis zum 26. Mai steht die Stadt im Zeichen dieses spannenden Romans – und die Autorin ist gleich mehrfach zu hören und zu erleben.

Eine besondere Gelegenheit, denn eigentlich macht sich die Moor nicht viel aus öffentlichen Auftritten. Am Anfang, als sie ihre ersten Erfolge feierte, da ließ sie sich noch von Talkshow zu Talkshow herumreichen, da gab sie Interviews und lernte die Schriftstellerkollegen des Landes kennen. Inzwischen hält sie den Trubel lieber fern von sich, zumal es in den Niederlanden keine ernsthafte Auseinandersetzung mit Literatur gäbe. Das mag de Moor an Deutschland, dass hier noch über Bücher debattiert wird. „Man ist ernsthaft, nicht immer so ironisierend, so drollig.“

Das passt zu Margriet de Moor, die selbst ernst und ernsthaft ist. Sie ist ruhig, freundlich, aber immer auch etwas distanziert. Sie ist siebzig Jahre alt, aber man würde sie eher für Ende fünfzig halten. De Moor wirkt zart und zerbrechlich, aber sie weiß genau, was sie will: schreiben.

So verbringt sie oft Wochen in ihrer Wohnung in Amsterdam. Das Schreiben ist ihr eine süße Lust, aber sie tut auch gern nichts. „Ich will nicht immer nur Sinnvolles machen.“ Zur Entspannung setzt sie sich abends ans Klavier. „Die Nachbarn haben nichts gesagt, aber ich habe sie auch nie gefragt.“ De Moor wohnt schön zwischen antiken Möbeln und Kunst, aber so richtig sesshaft ist sie nicht. Sie hat einen eigenwilligen Rhythmus bei sich festgestellt: Nach jedem zweiten Buch zieht sie um. Sie ist in Noordwijk geboren, hat in Den Haag, Amsterdam, Haarlem und Bussum gelebt, „deshalb kam ich gar nicht auf die Idee, dass ich selbst etwas machen könnte, ich hatte sehr viel zu tun“. Erst als die Kinder größer wurden, langweilte sie sich plötzlich. „Ich wollte etwas Eigenes.“

Draußen vor den großen Fenstern peitscht der Wind über die Amstel. Früher war die Moor auf dem Fluss rudern. Früher, in einem ihrer zahlreichen Vorleben. De Moor ist vielseitig begabt, deshalb hat sie Gesang und Klavier studiert, eher zufällig, nicht, weil der Lehrer es ihr vorschlug. Sie begann eine Karriere als Sängerin vor allem für Neue Musik, aber die Begegnung mit dem Publikum empfand sie als unange-



Margriet de Moor kommt in die Stadt.

Foto: John Foley/Hanser

nehm, sie beneidete andere Künstler um das „Glück des Ateliers und Arbeitszimmers“. Sie hatte Lampenfieber, „aber es geht weiter als das“, erzählt de Moor. Schließlich gab Margriet de Moor die Solistenkarriere als Sängerin auf und wurde Klavierlehrerin.

Es folgten viele Stationen: ein Studium der Kunstgeschichte und Archäologie, die Heirat und zwei Kinder. Ihr inzwischen verstorbener Mann war Bildhauer, sie begann, Künstlervideos zu drehen. Sie war stets umgeben von Künstlern, „deshalb kam ich gar nicht auf die Idee, dass ich selbst etwas machen könnte, ich hatte sehr viel zu tun“. Erst als die Kinder größer wurden, langweilte sie sich plötzlich. „Ich wollte etwas Eigenes.“

Und so begann diese außergewöhnliche Karriere der Margriet de Moor, bei der sie eigentlich nur die Seiten gewechselt hat. Denn die Literatur hat schon immer ihr Leben bestimmt, allerdings über Jahrzehnte nur aus Sicht der Lesenden. Sie hat stets viel gelesen, war umgeben von Büchern. Im Hause der Eltern, einem Lehrerpaar, war

die Weltliteratur präsent. Sie waren zehn Kinder, und das Lesen „war die einzige Weise, um privat sein zu können“, erzählt sie. Wer las, musste nicht einmal beim Abwasch helfen, „das wurde akzeptiert“.

Heute findet Margriet de Moor diese Privatsphäre in ihren Büchern. „Ich bin allein mit meinen Figuren.“ So macht die Moor zwar gelegentliche Ausflüge in den Alltag, aber eigentlich lebt sie eher in der Literatur. Aber gibt es überhaupt einen Unterschied zwischen Realität und Literatur? Sie meint: nein. „Der Leser verbindet das wirkliche Leben mit dem, was er gelesen hat.“ Einerlei, ob man reist oder liebt, man nimmt die Eindrücke der Lektüre mit in die Wirklichkeit, meint sie.

Und so schreibt und schreibt Margriet de Moor immer neue Bücher, gerade ist sie wieder eines fertig geworden. Und sie liest und liest, am liebsten dicke Bücher, weil die nicht so bald enden. Denn Bücher, meint Margriet de Moor, zeigen „was wir im Leben nicht haben und was wir in einem einzigen Leben schon aus Zeitmangel nicht alles leben könnten“.

Nachtromantik mit Widmann und Lonquich

Konzert Das Violine-Klavier-Duo beglückt in Schwetzingen mit Franz Schubert. Von Götz Thieme

Sechzigjähriges Bestehen feiern die Schwetzingen Festspiele in diesem Jahr; seit Langem verantwortet der Südwestrundfunk das Programm, in den vergangenen 16 Jahren war es der Redakteur Peter Stieber, der sich nach dem Ende dieser Saison verabschiedet. Von 2013 an folgt ihm die SWR-Kammermusikexpertin Marlene Weber-Schäfer – sie wird es nicht leicht haben, die gleiche Zahl an Weltklassemusikern in die kleine Stadt zu locken. Die kommende Saison muss sie mit 15 Prozent weniger Mitteln im Etat planen.

Stiebers Verbindung zu den Künstlern muss eine glückliche gewesen sein: das Violine-Klavier-Duo Carolin Widmann und Alexander Lonquich widmete die Zugabe ausdrücklich dem künstlerischen Leiter nach einem exzellenten Konzertabend im Mozartsaal des Schlosses: der langsame Satz aus Francis Poulencs Sonate wurde in ihrer Aufführung ein gelöstes, flüchtig Spontaneität, leichtes Nachspiel zu einer Folge von Nachtstücken. Im offiziellen Teil rahmten die ersten beiden Violinisten Robert Schumanns die Fantasie C-Dur von Franz Schubert und Charles Ives' vierte Sonate „Children's Day at the Camp Meeting“.

Widerstrebende Eigenschaften musikalischer Herangehensweise wie Intelligenz, Formbewusstsein, Spontaneität, Strenge, Versenkung, Entäußerung schließen sich nicht aus, wie die Musiker zeigten, die mit einer selten gelingenden Gleichberechtigung den Dialog führten. Hier gab es kein unterwürfiges Begleiten des Klaviers, andererseits keine Balanceprobleme. Obwohl Lonquich mit geöffnetem Deckel spielte, übertönte er Widmann nie. Schumanns a-Moll-Sonate wurde durch herbe Tongebung, wenig Vibrato der Violine und schattenhafte Bewegungen des Klaviers sogleich das Gift der Süße genommen, das Delikate, Innige dem geforderten „leidenschaftlichen Ausdruck“ nicht geopfert. Widmann prunkte nicht mit Riesenfarbpalette, aber was für eine Fülle von dynamischen Nuancierungen, welche agogische Wendigkeit!

Nach dem luftgeistigen Schumann wirkte Schuberts Fantasie umso erden schwerer. Widmann-Lonquich stellten sich der nie zu verdrängenden Welttraurigkeit dieser Musik mit totaler Hingabe – der erste, wie aus dem Nichts kommende Ton der Violine, das zweigestrichene c, war der Befund einer unheilbaren Krankheit, in der das Ich die Sehnsucht nach einer heilen Welt trotzdem nicht aufgegeben hat. Die Wiederkehr dieses Moments nach dem ausgedehnten Variationenteil – von Widmann virtuos gemeistert, das Passagienwerk als sprechender Ausdruck von Seelenzuständen – wirkte als Schock: es gibt keine Hoffnung im Diesseits. Mit dem Bewusstsein für solche Formverläufe beginnt Musik eine existentielle Dimension zu gewinnen. Aus gleichem Geist entwickelt wurden Schumanns zweite und Ives' vierte Sonate – das Publikum dankte bewegt mit Ovationen.

Die Brücke zur Welt

Morgen in der Beilage

Spiele Der Sport ist immer schon instrumentalisiert worden – für die gute Sache, für die schlechte Sache, für die eigene Sache. Tobias Schall schreibt über die Frage, wie politisch Sport sein kann.

Sexsymbol Große Klappe und viel Oberweite: was die Moderatorin Sonya Kraus von der Absage an den Feminismus hält.

Sachfotografie Schön streng: Hansi Müller-Schorp bringt die Dinge in Form.

Baustelle Immer teurer, als man denkt: die Journalistin Julia Karnick hat sich den Traum vom Eigenheim erfüllt.

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 41
E-Mail: kultur@stz.zgs.de

Auf der langen Reise zu sich selbst

Popmusik Noch ein Schritt zum Dancefloor: Beth Dittos Band Gossip legt ihr neues Album „A joyful Noise“ vor. Von Jan Ulrich Welke

Als die amerikanische Band Gossip vor einigen Jahren im für seine Punkrockabende bekannten Jugendzentrum Komma in Esslingen und kurz darauf im winzig kleinen Stuttgarter Club Schocken spielte, zählte Karl Lagerfeld noch nicht zu den engen Freunden der Sängerin Beth Ditto.

Seinerzeit wurde die Band auch noch nicht durch die Samstagabendfernsehshows und die Frontfrau des US-Trios auch noch nicht durch die Talkshows und Quasiründchen gereicht. Es wurden keine Gender-Debatten mit ihr und über sie geführt, es war nicht von der selbstbewussten und abermals neu entdeckten Weiblichkeit auch üppigerer Frauen die Rede, und es wurden auch weder ästhetische Posen noch Positionen diskutiert. Es wurde, zum Beispiel an jenem Augustabend vor fünf Jahren im brechend vollen und glutheißen Club Schocken, gerockt, bis der Schweiß von der Decke tropfte. Karl Lagerfeld hätte sich dort bestimmt geekelt.

Vor anderthalb Jahren besuchte Gossip zuletzt hiesige Breiten. Die Band hatte da schon ihr Album „Music for Men“ im Gepäck, dessen Hitzsingle „Heavy Cross“ täglich im Mainstreamradio zu hören war, sie spielte in der zweitgrößten Halle Stuttgarts, der Porsche-Arena, ihre Sängerin

Beth Ditto hatte längst den eingangs umrissten ikonografischen Status erreicht – und die Band Gossip, die mit den zwei Alternativerock-Krachern „Standing in the Way of Control“ und „Listen up“ ihren Ruhm begründete, hatte sich längst in Richtung Danceflopop entfremdet.

Heute nun erscheint bei Sony ihr neues Album „A joyful Noise“, und man darf gestrost annehmen, dass es in der nächsten Woche an der Spitze der deutschen Charts stehen wird. Das Albumcover zierte nicht die adrett ondulierte Dame, von der gleich noch die Rede sein wird, sondern ein Bild von Beth Ditto in einer

Nathan Howdeshell,
Beth Ditto und
Hannah Blilie
(v. l.)
Foto: dapd



sehr verzerrten Perspektive, mit diabolisch funkeln grün gefärbten Augen, ein paar Wurstfinger ins Bild haltend.

Ein hoffnungsroher Fingerzeig ist dies aber leider nicht. Denn verblüffenderweise besteht die Band zwar aus der Sängerin Beth Ditto, dem Gitarristen und Bassisten Nathan Howdeshell sowie der Schlagzeugerin Hannah Blilie (das ist die Dame auf dem Cover von „Music for Men“) – das dominierende Instrument auf „A joyful Noise“ ist jedoch eindeutig ein Keyboard.

Das Album zerfällt in zwei Teile: die Hälfte der Songs sind ganz glasklar Disco-Dancefloorstücke, teils mit Achtziger-Jahre-Synthesizer-Reminiszenzen wie „Get a Job“, teils mit süffigen Big Beats („Horns“), teils leider aber auch wie auf dem schwächsten Song des Albums „Move in the right Direction“ in lausigster Rummelplatzqualität. Das ist

alles in Ordnung oder zumindest halbwegs in Ordnung, aber es ist überhaupt nicht das, was man von dieser Band erwartet. Es reduziert eine eigenständige Gruppeneinspielung auf ein Produzentenalbum mit einer prominenten Vokalistin. Denn natürlich interessiert es niemanden, wer bei Madonna, Shakira oder Pink den Bass spielt – aber diese Frauen begreifen sich auch als Solosängerinnen und nicht als Band. Die beiden Gossip-Musiker Howdeshell und Blilie willziehen hier eine Selbstdegradierung – oder lassen sie an sich vollziehen.

Weitaus mehr vermag die andere Hälfte des Albums zu überzeugen, die überwiegend ruhig gehaltenen Stücke mit akzentuierten Schlagzeugparts, süffig vernehmbaren Gitarrenriffs und marschierenden Bassfiguren. Songs wie der rotzige Eröffnungstitel „Melody Emergency“ oder die zunächst sanfte erste Singleauskopplung „Perfect World“ bringen auch den geschmeidigen Sopran, die sehr voluminöse Stimme Beth Dittos viel eindringlicher zur Geltung.

Statt Eindringlichkeit dominiert in weiten Strecken jedoch die einfallsarme Einigkeit, „A joyful Noise“ ist ein Hochamt des Hedonismus, keine musikalisch überzeugende rüde Anklage der Verhältnisse, wie es noch „Standing in the Way of Control“ war. Die – jawohl! – Band Gossip hat, es sei ihr von Herzen gegönnt, kommerziell den Gipfel erreicht. Künstlerisch hingegen wandert sie auf diesem Album in sehr flachen Gefilden.